

Bernd W. Seiler

DER SCHELM, DER NUR NOCH GIBT, WAS ER HAT
ADOLPH VON KNIGGE UND DIE TRADITION DES SCHELMENROMANS

Wenn jemand zum Ausdruck bringen möchte, daß er sich um eine Sache nach besten Kräften bemüht hat und mehr als das Geleistete redlicherweise nicht anbieten kann, so sagt er unter Umständen: "Ein Schelm gibt mehr, als er hat". Nachgewiesen ist diese Redensart bereits im 18. Jahrhundert, damals noch bevorzugt auf die Bewirtung von Gästen bezogen, von der aus sie sich aber bald auf andere Zusammenhänge übertragen findet. Daß es allgemein Schelmenart ist, mehr zu geben, als man hat, ist aber natürlich nicht erst mit dieser Redensart rufbar geworden. Denn daß nicht alles Gold ist, was glänzt, oder daß manche einem ein X für ein U vormachen, daß die hohlsten Fässer am vollsten tönen oder die seichtesten Bäche am lautesten rauschen, hat man auch früher schon gewußt und sich vor den Schelmen eine Warnung sein lassen, mag es genützt haben oder nicht. Und die Schelme ihrerseits? Die literarischen jedenfalls, von denen hier die Rede sein soll, scheinen sich in dieser Hinsicht auf den ersten Blick auch zumeist ganz sprichwörtlich zu verhalten, ihre Umwelt wirklich bevorzugt dadurch hereinzulegen, daß sie etwas vortäuschen, was nicht vorhanden ist. Doch bei genauerem Hinsehen kann man auch gewahr werden, daß dies nicht immer so ist oder daß der Zweck solcher Täuschung auch sein kann, im wesentlichen gerade nichts vorzutäuschen oder gar weniger zu scheinen, als man ist, und um eben diese Unterschiede, die letztlich eine Entwicklung des Schelmenromans aus sozialgeschichtlichen Ursachen bedeuten, soll es hier gehen.

Mehr zu geben, als man zu geben hat, das ist zunächst einmal und ganz besonders das Täuschungsprinzip der Helden des frühen, des ursprünglichen Schelmenromans des spanischen 16. und 17. Jahrhunderts. Sie, die Pikaros, gehören aufgrund ihrer Herkunft und Verhältnisse ja unwiderruflich zu den Deklassierten ihrer Gesellschaft und müßten für immer im Schatten stehen, wenn es ihnen nicht hier und da gelänge, etwas zu scheinen, was sie nicht sind, und sich so den einen und anderen Vorteil zu verschaffen. Noch nicht so ganz gilt das vielleicht für den Lazarillo de Tormes, der zunächst einmal überhaupt nichts

zu geben hat, sondern vielmehr seinen ganzen Witz benötigt, um nur satt zu werden. Immerhin: sein endliches Auskommen findet er, weil er nach und nach so viel Geld zusammenstoppeIn kann, daß er sich - Kleider machen Leute je früher je mehr - "fein ehrlich" ausstaffieren kann und damit in den Besitz der Eintrittskarte für die Gesellschaft der ordentlichen, der 'ehrlichen' Leute gelangt.¹ Wirklich hinein kommt er jedoch nicht. Denn da diese Welt so ungerecht bleiben muß, wie sie eingerichtet ist, muß er zu dem ehrlichen Amt, das er erhält, auch eine nicht ganz so ehrliche Frau in Kauf nehmen, die allzu gebundene Magd eines allzu verbindlichen Priesters, und zu dessen Gunsten einen Ehemann spielen, über den jeder lacht. Entweder du machst uns den Schelm, den wir brauchen, wird ihm bedeutet, oder du bleibst das Nichts, das du bist, und weil Lazarillo sein Leben liebt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit sarkastischem Fatalismus die Rolle fortzuspielen, die in dieser Gesellschaft für ihn vorgesehen ist.

Nicht mehr ganz so von den Umständen genötigt, mehr schon als mahnendes Beispiel, ist Mateo Alemáns 'Guzmán' ein halbes Jahrhundert später der Schelm, der mehr gibt, als er hat. Er will nicht nur überleben, sondern wohlleben und muß sich deshalb rücksichtslos alles zunutze machen, womit er seine Mitmenschen täuschen kann. In der Maske des ehrlichen Dieners stiehlt und betrügt er, wo immer es ihm möglich ist, spioniert und denunziert, weiß auch Freundschaften, die ihm angetragen werden, stets zu seinem Vorteil zu nutzen und gibt sich besonders gern das Ansehen und Aussehen eines wohlhabenden, wohlgezogenen Kavaliere. Allerdings wirklich zu den Adligen zu gehören, zu der damals nicht nur so genannten besseren Gesellschaft, das liegt außerhalb seiner Möglichkeiten. Seine Lebensperspektive bleibt die eines Ausgeschlossenen, der sich schon glücklich schätzen darf, wenn er wenigstens vorübergehend den Arri- vierten spielen kann.

Der Mensch muß einem guten Pferde oder Hunde gleichen, er muß bei der richtigen Gelegenheit zeigen, daß er ausgezeichnet laufen kann, und sich außerhalb derselben gesetzt und ruhig verhalten,

resümiert er die Zwänge seiner Existenz. Dabei fühlt sich Guzmán denen, für die er läuft, keineswegs moralisch unterlegen. Da oben, so weiß er, geht es nicht besser, nicht christlicher zu als unter seinesgleichen, sondern bloß raffinierter und im Ernstfall weniger gefährlich.

Wärest du ein Dieb von größerem Format, einer von denen, die dreihunderttausend oder vierhunderttausend Dukaten wert sind, und könntest du gleich ihnen

Protektoren und Richter kaufen, so lebst du wie ihresgleichen; aber die Unglücksraben wie du, die weder etwas vom Geschäft verstehen noch Zinsen oder Wechsel zu bekommen wissen, die keine Ahnung haben, wie man ungestraft mit großen Summen durchgeht und sich hernach mit wenig Geld versöhnt (...) solche Schelme sollten auf die Galeeren, man sollte sie hängen, aber nicht weil sie Diebe sind, dafür wird man ja heutzutage nicht mehr gehängt, sondern weil sie ihr Handwerk so schlecht verstehen.²

Schlecht in diesem Sinne versteht ein Handwerk auch Quevedos 'Buscon', obwohl er als Trickdieb so hervorragend ist, daß sich selbst Adlige etwas darauf zugute halten, an seinen Streichen teilzunehmen. Sein soziales Schicksal bleibt es doch, immer wieder zurückzufallen in den Stand eines kleinen Betrügers, der gegen Belohnung Kinder wieder auffindet, die er vorher selber versteckt hat, der ihm wildfremde Bedienstete anspricht, um von fern für jemand zu gelten, der über Personal verfügt, der sich selber Schuldscheine zustellt, um den Eindruck zu erwecken, er habe Geld verliehen, und der noch von Mal zu Mal durchschaut, entlarvt, verprügelt wird, mag er von seinen Fähigkeiten her den anderen noch so überlegen sein.³ Denn reüssieren kann und darf auch er nicht in dieser von Geburtsvorrechten bestimmten Sozialordnung, in der ihn der Makel seiner Herkunft unerbittlich verfolgt, und sei es nur, daß es ihm selbst im entscheidenden Moment an der letzten Frechheit fehlt, ihn vor sich und den anderen vergessen zu machen. Etwas von dieser Frechheit, dieser Selbstgewißheit hat dann allenfalls Grimmelshausens 'Simplicissimus' im nun schon fortgeschrittenen 17. Jahrhundert. Aber der ist ja auch nur scheinbar der Sohn eines Spessartbauern und in Wahrheit adeliger Abkunft, weiß es nur lange nicht und kommt insofern nur aus einem schicksalhaften Versehen in die Lage, sein Glück nach Art der Schelme suchen zu müssen. Und vielleicht ist es kein Zufall, daß er unter den frühen Schelmen der einzige ist, der der Welt wirklich überzeugend Ade sagt und nicht mehr noch irgendwie an den Fuchs aus der Fabel erinnert, der von den Trauben, die ihm zu hoch hängen, sagen muß, sie seien zu sauer. Denn das bleibt hinter der obligaten Bekehrungs- und Verzichtsmoral des spanischen Schelmenromans doch fühlbar: daß es ein erzwungener Verzicht ist, ein Verzicht ohne Alternative, von den Autoren möglicherweise nur inszeniert, um die Darlegung der sozialen Ungerechtigkeit nicht bis ins Unversöhnliche, Verbotheischende sich zuspitzen zu lassen.

Was aber hätte dann eine solche Anklage einem lesenden, weltbegierigen, dem Leben zugewandten bürgerlichen Publikum noch zu sagen gehabt, als daß die Trauben so unerreichbar nicht mehr waren und die sich fortentwickelnden euro-

päischen Gesellschaften auch dem Niedriggeborenen eine Chance boten, sich wenn schon nicht Einfluß, so doch wenigstens Geld und Ansehen zu erwerben? Es ist dies die Entwicklung, die sich im 18. Jahrhundert vollzieht, dem Zeitalter der Aufklärung mit seinem Verlangen nach Freiheit, Gleichheit und sogar Brüderlichkeit, der Zeit der Emanzipation der Juden und der Emanzipation des Geldes, also auch des Geldes von den Juden und der Juden vom Geld, die Zeit, in der Wissen zwar noch nicht Macht, aber doch wenigstens nicht mehr Ohnmacht bedeutet und der Blick sich allemal nach vorn richtet auf eine Welt, von der dann schon Goethe sagen darf, sie sei dem Tüchtigen nicht stumm. Was hätte da also eine Schelmenliteratur bedeuten können, in der etwa - wie im GUZMÁN VON ALFARACHE - die Idee eines Aufstieges vom Lastträger über den Küchenjungen zum königlichen Bediensteten und wohlhabenden Landvogt nur entwickelt wird, um ihre Absurdität offenkundig zu machen?⁴ In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte es zum Beispiel ein gewisser Ignaz Hauck, Sohn eines Pedells und früh verwaist, vom Botengänger zu einem kurmainzischen Regierungssekretär und zugleich zu einer nicht ganz unvermögenden Ehefrau, ohne daß man dies überhaupt beachtet hätte, wäre nicht aus diesem Aufstieg zwei Generationen später schon das Geschlecht der Grafen zu Battenberg hervorgegangen.⁵

Und was hätte Grimmelshausens Allegorie vom Ständebaum noch sagen können, diese Geschichte von der unüberwindlich glatten Stelle zwischen den unteren und den oberen gesellschaftlichen Rängen, derzufolge nicht einmal bei den Kriegssämtern, von denen doch das Leben so vieler Menschen abhing, die Tapfersten und Klügsten nach oben kommen, sondern immer nur die nächstbesten Adligen?⁶ Unter Napoleon wird es dann schon heißen, jeder seiner Soldaten trage den Marschallstab im Tornister, ohne daß man darüber in ein sarkastisches Gelächter hätte ausbrechen können, denn man kannte die Marschälle, die einst als die Söhne von Stallknechten, Gastwirten, Weinhändlern usw. unter ihm zu dienen begonnen hatten. Aber nicht nur im revolutionären Frankreich, auch in Preußen waren am Ende des 18. Jahrhunderts wenigstens die unteren Offiziersränge den Adligen nicht mehr allein vorbehalten, und ein Mann wie Gneisenau, aus kleinsten Verhältnissen stammend, brachte es schon bis zum Major und im reformierten Heer nach 1807 sogar zum Chef des Generalstabes und in den Stand eines Grafen. Das heißt nicht, daß es keine Standesunterschiede mehr gegeben hätte. Sie bestanden natürlich fort, in den ungeschriebenen Gesetzen oft empfindlicher als in den geschriebenen, aber ihnen mit der Attitüde des verworfenen, sich ehrlos gebenden und sich ehrlos machenden Schelmen zu begegnen, dafür

hätte das bürgerliche Lesepublikum kaum mehr Verständnis aufbringen können.

Was wird unter diesen Bedingungen aus dem Scheimenroman? Schon seine berühmte französische Nachahmung, Lesages GESCHICHTE DES GIL BLAS VON SANTILLANA aus dem frühen 18. Jahrhundert, zeigt sich in dieser Hinsicht charakteristisch verändert. Zwar spielt sie um 1660 in Spanien, und der Held ist der Sohn bloß eines Stallmeisters, aber seine Intelligenz, seine Gewandtheit und - nicht zu vergessen - seine Liebenswürdigkeit lassen ihn die Stationen des niederen Schelmentums doch bald überwinden und ihn nach und nach bis an den königlichen Hof, zum Sekretär eines Ministers, aufsteigen.⁷ Das geschieht nicht ungefährdet, nicht ohne allerlei Versündigungen, aber Gil Blas geht daraus doch immer belehrt und gebessert hervor und kann am Ende - gerechter Lohn eines bemühten Lebens - sogar den Adelstitel empfangen und sich als wohlhabender Mann zu glücklicher Ehe auf ein beschauliches Gut zurückziehen. Wenn er ein Schelm ist, dann nur noch einer, der gibt, was er hat, der seine Begabungen und seine Tugend in den Lebenskampf einbringt wie andere ihre Standesvorrechte und dabei durchaus nicht hoffnungslos unterliegt.⁸ Bedenkt man, mit welcher Bitternis, welchem Sarkasmus die spanischen Vorläufer ihre Rollen zu Ende spielen müssen, so sieht man, was sich hier, ein Jahrhundert später, schon geändert hat und wie sehr dieser Gil Blas, der sich wie die Quintessenz aller spanischen Schelmenromane ausnimmt, einer anderen, neuen Zeit angehört. Einen "verbürgerlichten Pikaro" hat man ihn zu Recht genannt⁹, und ähnliches läßt sich in der englischen Literatur für Defoes MOLL FLANDERS oder die Helden der Romane Smolletts und Fieldings sagen. Weniger beachtet wird, wie sich derselbe Typuswandel in der deutschen Literatur vollzieht, obwohl es hier einen Roman gibt, der ihn besonders deutlich zeigt: die GESCHICHTE PETER CLAUSENS des Adolph Freiherrn von Knigge, einen Roman, der deshalb hier nun einmal ausführlich vorgestellt werden soll. Als Knigge, der zu seiner Zeit noch weniger ein Begriff für guten Stil im Umgang mit Menschen als vielmehr ein immer etwas skandalumwitterter, revolutionärer Gesinnungen verdächtiger Schriftsteller war, sein dreibändiges Werk in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts herausbrachte, hat man es sogleich als den "deutschen GIL BLAS" bezeichnet, war sich also der literarischen Reihe, in die es gehörte, ganz bewußt.¹⁰ Das könnte sonderbar erscheinen, wenn man bedenkt, daß immerhin fast achtzig Jahre zwischen dem ersten Buch des GIL BLAS und dieser GESCHICHTE PETER CLAUSENS liegen, ganz so viel also, als wenn heute jemand einen Familienroman veröffentlichen und diesen auf die BUDDENBROOKS beziehen würde. Aber die Uhren der Literaturgeschichte

te gingen damals noch langsam und die deutschen überdies - wie noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch - den französischen nach.

Was ist nun die Geschichte dieses Peter Claus? Geboren im Jahre 1740 in Eldagsen bei Hannover¹¹ als Sohn eines Schusters, muß er wie seine literarischen Vorläufer alsbald hinaus ins feindliche Leben, denn mit 14 Jahren ist er verwaist. Eine adelige Dame nimmt ihn in ihre Obhut und läßt ihm einige Bildung und Erziehung zuteil werden, die unabdingbare Voraussetzung für sein späteres gesellschaftliches Rollenspiel. Als 18jähriger ist er dann aber - wegen einer erotischen Affäre des Hauses verwiesen - endgültig auf sich allein gestellt. Er wird zunächst in einem benachbarten Herzogtum Soldat, desertiert und schlägt sich einige Jahre im Braunschweigischen mit Bettelei, Glücksspiel und Betrügereien durch. Vorgeführt wird damit natürlich das Milieu der kleinen Gauner, Diebe, Landstreicher, für das sich Knigge allerdings nur oberflächlich interessiert. Mehr Beachtung findet dann schon die nächste Station, in der Peter Claus zum Diener eines Beamten aufsteigt, also eine gehobene Gesellschaftsschicht kennenlernt. Auch diese Bleibe verliert er aber wegen erotischer Verwicklungen, setzt darum sein Wanderleben fort und gerät in Frankfurt in die Dienste eines hochstaplerischen Adligen, der sich - eine Art Cagliostro - mit allerlei Geheimwissenschaften durchbringt. Entsprechend angelernt, kann er selber als Naturforscher und Heilkundiger auftreten, geht nach Regensburg, wird aber nach einem Jahr auch hier wiederum verjagt, weil einer seiner Patienten, ein Tagelöhner, seine Heilkünste nicht überlebt. Daß es ein Tagelöhner ist, hat übrigens nichts mit sozialem Gewissen zu tun. Im Gegenteil, diese Beispielfigur gehört ersichtlich nur deshalb einem niedrigen sozialen Stand an, damit die Versündigung des Helden hinsichtlich seiner weiteren Entwicklung nicht zu groß erscheint und überdies noch die Honoratioren der Stadt verspottet werden können, die alle möglichen Mißstände billigend in Kauf nehmen, sich aber über den Tod eines Tagelöhners pharisäisch empören. Das soziale Empfinden Knigges reicht eben nur erst bis zum dritten, noch nicht bis zum vierten Stand.

Nach diesem Desaster vollzieht sich nun aber - wir stehen noch im ersten Viertel des Romans - eine charakteristische Wandlung. Da alle Versuche gescheitert sind, sich in der Welt durch Scharlatanerie, Anmaßung, Hochstapelei einen Platz zu sichern, beginnt sich Peter Claus, inzwischen 30 Jahre alt, auf seine bürgerlichen Fähigkeiten und Talente zu besinnen. In Leipzig findet er

Gelegenheit, sich zunächst als Korrektor und Übersetzer, bald schon als Herausgeber und schließlich als Autor zu versuchen. Das Ganze ist natürlich ein satirischer Querschnitt durch das Verlags- und Schriftstellerwesen, wobei Knigge sogar so weit geht, den eigenen Roman als Beispiel dafür zu nennen, wie man mit belangloser Unterhaltungsliteratur gutes Geld verdienen kann. Aber es soll doch zugleich demonstriert werden, daß es, um in dieser Gesellschaft erfolgreich zu sein, keineswegs besonderen Glücks, besonderer Vorteile bedarf, sondern daß ein Mensch von einigem Verstand stets genügend Möglichkeiten findet, auf ehrliche Weise zu Geld zu kommen. Das bestätigt dann auch noch die nächste Station, eine Schauspielerkarriere in Hamburg, die natürlich zugleich dazu dient, auch diese Welt kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Mit Beginn des zweiten der drei Bände des Romans wird Peter Claus infolge einer Verwechslung als der entlaufene Liebhaber einer holländischen Kaufmannstochter angesehen und gewaltsam mit dieser, die schon in Kindesnöten ist, verheiratet. Man verbringt ihn per Schiff nach Amsterdam, wo die Verwechslung aber erkannt wird und ihm - zur Entschädigung - eine Karriere als Musiker eröffnet wird. Empfehlungsschreiben geleiten ihn als Violinisten durch ganz Norddeutschland bis hinüber nach Stettin, was Knigge selbstverständlich aber auch wieder nur erzählt, um einen weiteren Bereich des Kulturlebens kritisch sichten zu können. Etwas sehr Merkwürdiges begibt sich allerdings auf jener erzwungenen Schiffsreise. Auf dem Weg von Hamburg nach Amsterdam gerät das Schiff in einen Sturm und wird über Nacht, man weiß nicht wie, bis nach Kopenhagen verschlagen. Nun sind zwar geographische Unstimmigkeiten in der Literatur des 18. Jahrhunderts nicht selten, aber hier haben wir es angesichts der sonstigen lokalen Genauigkeit des Romans doch mit einer ungewöhnlich massiven Abweichung zu tun, die überdies für die Handlung selbst auch gar nichts abwirft. In Kopenhagen wird bloß das Schiff überholt und ein alter Bekannter getroffen, bevor man in mysteriöser Direktheit wieder in Richtung Amsterdam weitersegelt. Was fängt man damit an? Es gibt Grund zu der Vermutung, daß Knigge hier nicht einfach ein Fehler unterlaufen ist, sondern daß er mit diesem "Kopenhagen" etwas andeuten wollte. Das allerdings erschließt sich erst aus dem späteren Verlauf des Romans, weshalb wir zunächst die Handlung weiter verfolgen.

Nach seinen vielfachen Lebenserfahrungen genügend gereift, kann unser Held in den letzten und wesentlichsten Teil seiner Laufbahn eintreten: in eine po-

litische Karriere. Er beginnt sie als Sekretär eines preußischen Gesandten, bekommt Einblicke in das Hofleben und seine Mißstände, wünscht mehr und mehr, etwas gegen diese tun zu können, und erhält schließlich Gelegenheit dazu, als ihn ein deutscher Fürst zu seinem Finanzberater bestellt. Der Hof bleibt natürlich ungenannt und ist nur annähernd in der Gegend von Hanau-Philippsthal zu lokalisieren, wo sich Knigge selbst drei Jahre lang aufgehalten hat. Hier kann er, wegen seiner Verdienste schnell zum Finanzminister aufsteigend und in den Adelsstand erhoben, alle die Ungerechtigkeiten zu beseitigen beginnen, die er auf seinem abenteuerlichen Lebensweg kennengelernt hat. Eine Bildungsreise mit seinem Fürsten führt ihn noch nach Paris, aus Riga holt er die ihm einst versehentlich angetraute Kaufmannstochter als legitime Ehefrau zu sich und würde wohl in dem kleinen Land geradewegs die aufgeklärte, die zukünftige Gesellschaft ins Werk setzen, wenn nicht der um seine Privilegien fürchtende Adel gegen ihn intrigierte und ihn schließlich durch Aufdeckung seiner Vergangenheit zum Rücktritt zwänge. Dank einer Erbschaft seiner Frau hat aber der Baron von Clausbach, wie er nunmehr heißt, schon irgendwo das schöne Gut Ruethal erworben, auf das er sich dann am 21. September 1784 - Herbstanfang - zurückzieht, um der Welt wenigstens noch mit der Niederschrift seiner Memoiren nützlich zu sein. Der Weg des Schustersohnes aus Eldagsen, dem es aufgegeben war, sein Glück auf eigene Faust zu suchen, endet so in einer durchaus nicht unerfreulichen, wohlversorgten Idylle. Die Welt hat er nicht ändern können, aber das in seinen Kräften Stehende hat er getan - und wenn es nur zu einem anständigen Leben für sich und die Seinen gereicht hat, wenn er statt des öffentlichen nur ein privates Glück hat schaffen können - Größeres ist von einem strebsamen Einzelnen halt nicht zu verlangen, oder nur ein Schelm gibt mehr, als er hat.

Ist das nun ganz ernst gemeint? Die künstliche Arrangiertheit, das stereotyp Romanhafte dieses Lebenslaufes ist natürlich nicht zu übersehen und wird von Knigge auch gar nicht versteckt. Und doch kann man, wenn man will, in dieser Konstruktion auch ein "realistisches" Element ausmachen, und dies paradoxerweise an einer Stelle, die gerade besonders unwahrscheinlich ist. Ich komme damit zurück auf die mysteriöse Berührung Kopenhagens. Sie scheint mir bei Abwägung aller Indizien einen politisch-historischen Hintersinn zu haben, nämlich anzuspieren auf eine spektakuläre Affäre, die sich ein Jahrzehnt vor Erscheinen des Romans im dänischen Königshaus zugetragen hatte und noch lange unvergessen blieb: die Affäre Struensee.¹² Es liest sich die politische

Karriere Johann Friedrich Struensees, eines Pfarrersohnes aus Halle an der Saale, weitgehend wie das reale Vorbild für den Aufstieg und Abstieg Peter Clausens am Hofe seines Fürsten, und sie hätte sogar darüber hinaus eine noch viel verwegener, viel abenteuerlichere Schelmengeschichte abgeben können als die von Knigge erzählte, wenn sie nicht ein so schlimmes Ende genommen hätte.

Struensee begann seine Laufbahn als Arzt in Altona. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, in denen er sich mit publizistischen Arbeiten über Wasser hielt, gelang ihm der Durchbruch in seinem Beruf, als er - wohl eher zufällig - eine Gräfin von den Pocken heilen konnte und sich dadurch vielen weiteren Adelsfamilien empfahl. Dabei soll er wegen seines gewinnenden Äußeren vor allem bei den Damen beliebt gewesen sein. Der entscheidende Schritt in seiner Karriere aber war, daß König Christian VII. von Dänemark den 30jährigen Struensee als begleitenden Arzt auf eine Auslandsreise mitnahm. Struensee wußte sich bei dem um zehn Jahre jüngeren und geistig wohl etwas wirren König schnell einen solchen Einfluß zu sichern, daß dieser sich ihn danach als Leibarzt an seinen Hof holte und ihm mehr und mehr Einfluß auch auf die Staatsgeschäfte einräumte. Es ist hier nicht der Ort darzustellen, wie sich Struensee auf diese Weise innerhalb von nur drei Jahren praktisch zum Alleinherrscher über den dänischen Staat machte, einzig noch dem König zur Rechenschaft verpflichtet, den er völlig in der Hand hatte. Was er als in den Grafenstand erhobener Geheimer Cabinetsminister in dieser kurzen Zeit an Reformen ins Leben rief, kam jedenfalls einer Revolution gleich. Er besorgte, um nur einige Stichworte zu nennen, die Abschaffung der Pressezensur und die Aufhebung wichtiger Privilegien des Adels, die Liberalisierung des Scheidungsrechts und die wesentliche Minderung des kirchlichen Einflusses auf das öffentliche Leben, die Straffung der Verwaltung und eine rigorose Neuordnung des staatlichen Finanzwesens - kurzum, es war das gesamte gesellschaftspolitische Ideengut der Aufklärung, das Struensee, ausgestattet mit nahezu diktatorischen Vollmachten, innerhalb kürzester Zeit zu verwirklichen versuchte. Das aber gilt in einer ganzen Reihe von Einzelzügen auch für Knigges Peter Claus oder den Baron von Clausberg, und genau wie Struensee sieht sich dieser allein auch durch das Wohlwollen seines Fürsten und gegen den Widerstand des Hochadels dazu ermächtigt.

Nur der Ausgang der Geschichten ist verschieden, und dies ist sicherlich auch ein wesentlicher Grund dafür, daß Knigge die Parallele nicht deutlicher gezogen hat. Struensee wurde gestürzt durch ein Komplott von Adligen, die ihn,

nachdem sie den König gewaltsam zu seiner Absetzung gezwungen hatten, vor Gericht stellen und zum Tode verurteilen ließen; denn er hatte - schlimmer ging's nicht - auch noch die gerade 20jährige Königin zu seiner Geliebten zu machen gewußt und war der Vater ihres zweiten Kindes. Die Hinrichtung war mittelalterlich und verbreitete in ganz Europa Entsetzen. Struensee wurde erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen, der Körper gevierteilt und aufs Rad geflochten, Kopf und Hand in Kopenhagen zur Schau gestellt. Der Aufstieg vom Bürgertum in den Hochadel ging also noch nicht notwendig gut aus damals und war so jedenfalls für einen Schelmenroman nicht zu gebrauchen.

Aber auch die sittlichen oder besser unsittlichen Implikationen dieser Geschichte dürften ein Grund gewesen sein, die Parallele nicht deutlicher zu ziehen. Knigges Romanheld ist nach seinen abschreckenden Früherfahrungen in Sachen Liebe ein ausgesprochener Tugendbold, der völlig unschelmisch selbst die besten Gelegenheiten an sich vorbeigehen läßt und die Folgen ausschweifender Lebensweise gar nicht drastisch genug betonen kann. Zur vernünftigen Einrichtung der Welt gehört Vernunft eben allemal auch in diesem Punkt, und nichts hätte Knigge ferner gelegen als einzuräumen, daß eine Liebesleidenschaft nicht jederzeit auch beherrscht werden könne. Die unter politischen Aspekten geradezu wahnsinnige Liaison Struensees mit der dänischen Königin hatte also auch sittlich etwas Verwerfliches, ja sie hätte wie ein Hohn auf das Menschenbild der Zeit wirken können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst Goethes 'Werther' Lotte nicht zu verführen oder zu entführen versucht, sondern sich in letzter Auflehnung gegen diese Zerstörung seiner selbst lieber eine Kugel in den Kopf schießt. Zu verwenden war von dem Struensee-Vorbild also nur die politische Rolle, und hier macht Knigge mit seinem Roman immerhin deutlich, daß der damals öffentlich nur mit Abscheu dargestellte Parvenu etwas Richtiges gewollt hat und die Fürsten gut daran täten, sich mit Männern seiner Denkart zu umgeben und Reformen in Angriff zu nehmen.

Was kennzeichnet nun aber die Welt, die Knigge in seinem Roman entwirft, und was soll sich ändern? Soweit es nicht schon aus dem bisher Gesagten deutlich geworden ist: das Ausmaß ihrer Verderbtheit ist niederschmetternd oder müßte es doch jedenfalls sein, wenn sich nicht so verhältnismäßig leichten Tones darüber sprechen ließe. Die Fürsten, um oben anzufangen, sind selbstherrlich, gewissenlos, verschwenderisch und geistig allemal so mittelmäßig, daß sie jeder Einflüsterung hilflos ausgesetzt sind. Die Minister sind Schurken

und die Beamten Dummköpfe, die Adligen dünkelt und die Pfarrer heuchlerisch, die Ärzte sind Pfuscher und die Apotheker sind Schwindler, und selbst noch unter den Gastwirten und Fuhrleuten ist jeder, wo er kann, ein Betrüger. Es gibt keine Freundschaft, die nicht um einen Vorteil verraten, keine Tugend, die nicht angesichts eines Nachteils geopfert würde, und je besser es den Menschen geht, desto schlechter werden sie.

Dabei scheint mir Knigge ein Faktum für seine Zeit allerdings ungewöhnlich scharf zu sehen; etwas, das auch für sein Buch über den UMGANG MIT MENSCHEN bestimmend geworden ist: daß es sehr oft die Lebensumstände sind, die den Menschen so oder anders sich entwickeln lassen, seinen Charakter und sein Verhalten prägen. Wenn man erst einmal aufmerksam geworden sei auf den Einfluß, den die Verhältnisse auf unsere Denkungsart und unsere Handlungen haben, schreibt er, so werde man doch sehr vorsichtig, die schlechten Taten und Gesinnungen anderer einfach zu verurteilen, sondern lerne vielmehr der Vorsehung danken, daß "Erziehung, Schicksale, Temperament und Leidenschaft" einem einen anderen Weg gewiesen hätten. Besonders den von der Gesellschaft Verachteten, Ausgestoßenen gilt sein so begründetes Verständnis, etwa den Mätressen, die sich in einer kurzen Zeit der Gunst für ihr ganzes Leben sicherstellen mußten, oder Menschen, die durch widrige Umstände zu Verbrechern geworden sind, und mit besonders deutlichem Engagement auch den Juden, deren oft ehrlos und abstoßend wirkendes Handeln er allein darauf zurückführt, daß ihnen die Gesellschaft "alle Mittel zu ehrlichem Erwerbe und alle öffentliche Achtung geraubt" habe.¹³

Natürlich steht Knigge mit solchen Gedanken in seiner Zeit nicht allein. Mendelssohn und Lessing mögen ihn beeinflußt haben, und das, was wir seinen Blick für die Milieugeprägtheit des Menschen nennen würden, hätte sich ohne die Zivilisationskritik Rousseaus wohl auch nicht in dieser Bestimmtheit entwickelt. Aber man spürt hier doch auch Knigges ganz eigene Erfahrungen, den souveränen Standpunkt eines Mannes, den sein freimütiger, mitunter auch leichtsinniger Umgang mit anderen frühzeitig einsam, aber auch frühzeitig weise gemacht hat und für den es am Ende doch so etwas wie eine historische Gerechtigkeit darstellt, daß sein Name wenigstens als ein Begriff für Menschenkenntnis bis heute lebendig geblieben ist, mag auch der Inhalt jenes Buches von den späteren Bearbeitern oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und entstellt worden sein.¹⁴

Möglichkeiten zur Verbesserung der Welt erörtert Knigge auf zwei Ebenen: einer utopischen und einer praktischen. Der utopische Teil kommt sehr ausführlich dadurch in den Roman hinein, daß Peter Claus das Manuskript eines zur See gefahrenen Mannes in die Hände bekommt, aus dem immer wieder - ein Roman im Roman - lange Passagen zitiert werden. Jener Seefahrer, ein Herr Brick, hat auf seinen Reisen Kulturverhältnisse kennengelernt, die sich von denen des verderbten und degenerierten Europa fundamental unterscheiden und ihnen nun als Wunschwelten gegenübergestellt sind. Die erste ist die eines noch harmonischen Naturzustandes auf Tahiti. Die Natur liefert den Menschen hier freigiebig alles, was sie zum Leben brauchen, und da es darüber hinaus keine Bedürfnisse gibt, gibt es auch keine Zwänge.

Nie habe ich lebhafter empfunden als damals, welches Elend wir uns selbst, durch Vervielfältigung unserer Bedürfnisse aufladen,

schreibt besagter Herr Brick.¹⁵

Dem Europäer ist es allerdings nicht gegeben, so anspruchslos vor sich hinzuleben. Schon bald legt Herr Brick Gärten an und sucht nach Bodenschätzen, lehrt die Eingeborenen lesen und schreiben, schnitzt Flöten, damit sie ihren Gesang künstlich bereichern usw., und sieht damit schon alle die Schäden heraufziehen, die ihm in Europa so viel Verdruß bereitet haben. So kann er diese Welt nur fliehen, will er sie nicht zerstören, womit Knigge übrigens ganz direkt Zweifel an der moralischen Berechtigung der Entdeckungsreisen von James Cook äußert, die damals überall in Europa im Gespräch waren.¹⁶ Andererseits ist der dem Europäer innewohnende Forscherdrang auch wieder nicht zu unterdrücken, und so erträumt sich Knigge hinter dem Eispanzer des südpolaren Meeres, den Cook damals umfahren und für unüberwindlich angesehen hatte, noch ein anderes, unversehrbares Paradies. Hier haben die Menschen alles, was sonst auf der Erde nur geteilt vorkommt, Natur und Kultur, Überfluß und Bescheidenheit, Freiheit und Zucht, Schönheit und Demut und vor allem -

Welch' ein Leben! - Keine Krankheiten - Kein Eigentum - Kein Luxus - Keine Leidenschaften - Keine Fürsten - Keine Pfaffen!

Aber auch der Trieb der Fortpflanzung wird hier nicht durch "reizbare, widernatürliche Speisen gekitzelt", so daß der "mäßige Ruf der Natur", wenn er befriedigt ist, auch keine "matte Stimmung" zurückläßt.¹⁷

Dies freilich ist ein Reich nicht von dieser Welt, ein Traum nur oder das Paradies, dem man sich hinieden wohl nähern, das man jedoch nicht wird verwirklichen können. Eine halbwegs realistische Hoffnung bietet da allenfalls der dritte utopische Versuch, den Knigge mit dem Manuskript des Herrn Brick vorstellt: ein genossenschaftlich organisierter Inselstaat, der in manchem schon an die frühsozialistischen Utopien Charles Fouriers erinnert, sich aber zweifellos aus Thomas Morus' UTOPIA und ihren Nachahmungen ableitet. Das Privateigentum ist hier abgeschafft, jeder übt seinen Beruf in genauer Aufgabenteilung zum Nutzen aller aus, ein Kreis von alten und verdienten Männern sorgt für Ordnung und Gerechtigkeit. Wie in allen anderen Utopien auch, die sich dem Ideal der Gleichheit verschreiben, ist das Regiment allerdings streng.

Täglich wurden von den Richtern alle Häuser und Felder besucht, und nachgesehen, ob jeder die Verträge der Gesellschaft erfüllte¹⁸,

heißt es, und damit sich auch privat niemand über den anderen erheben kann, ist Einheitskleidung vorgeschrieben und Gemeinschaftsessen und sogar eine Einheitsbildung; denn das Verfassen von Büchern ist streng verboten, damit alles Wissen nur im Bewußtsein der Gemeinschaft aufbewahrt und durch dieses gereinigt weitergegeben werde. Wer sich aber nicht fügen kann, die Gesetze der Gemeinschaft nicht erfüllt, wird des Landes verwiesen, aus der Reihe der Bürger gestrichen, wie es recht modern heißt.¹⁹ So scheint auch durch diese Utopie schon die spätere totalitäre Wirklichkeit hindurch und lehrt uns einmal mehr, wie leicht der auf Aufklärung, Fortschritt, Perfektion sinnende Verstand sich bedrohlich gegen den Menschen wenden kann.

Allzuviel hat Knigge von den utopischen Alternativen indessen nicht gehalten; schon die sehr vermittelte Art, wie er sie - aus dritter Hand gewissermaßen - in seinen Roman einbezieht, läßt das erkennen. Im Grunde war er ein Mann von eher praktischem Sinn, der nicht nur in seinen verschiedenen Dienstverhältnissen alles mögliche, oft erfolglos, zu reformieren versuchte, sondern auch noch seinen Roman anlegt als ein Buch der Belehrung darüber, was zur Verbesserung der Gesellschaft geschehen müßte. So ist er denn auch nirgendwo überzeugender als dort, wo er Fürsten, Adligen, Staatsdienern ins Gewissen redet, sich mehr um das öffentliche denn um ihr Privatwohl zu kümmern, und das heißt vor allem, von ihrer Verschwendung zu lassen. Der Prunk an den Höfen ist ihm ebenso ein Dorn im Auge wie die hohen Ausgaben für das Militär, der Luxus teuren Schmuckes ebenso wie der der Gewächshäuser, denn es sei nicht nötig,

rügt er, daß "dem Fürsten im Februar Kirschen, im September Spargel und im Dezember grüne Erbsen" auf die Tafel kämen.²⁰ Ganz praktisch wird dargelegt, wie man die Uniform der Soldaten vereinfachen und dadurch Geld sparen könne, aber auch kostspielige französische Modetorheiten werden bloßgestellt oder die verderblichen Wirkungen des damals überall neu eingeführten Zahlenlottos beklagt.²¹ Immer jedenfalls hat Knigge die ganz bestimmte soziale Wirklichkeit seiner Zeit im Blick, kritisiert, mahnt, rät - kümmert sich dabei aber auch je länger je weniger darum, ob dies dem erzählenden Helden Peter Claus auch abzunehmen ist. So legt denn dieser nach und nach eine für einen Schelmen schon erstaunliche Humorlosigkeit an den Tag, entwickelt sich zu einem Spiel- und Spaßverderber von großer Konsequenz und ist darin sicherlich das getreue Abbild seines Autors als der schelmische Peter Claus des ersten Buches. Denn der Januskopf bürgerlicher Tugend, er zeigt sich wie bei so vielen Aufklärern auch in den Gesinnungen des Freiherrn von Knigge. Der gleiche Mann, der in seinem Siegel die Worte "für Wahrheit und Recht" führte und damit seine weniger mutigen Briefpartner allenthalben in Verlegenheit brachte, konnte sich auch über jederlei weiblichen Putz ereifern oder sich langatmig über die Nachteile eines Wechsels der Mode auslassen, welchen Belehrungen freilich schon seine eigene Tochter ein interessantes Beharrungsvermögen entgegengesetzt zu haben scheint.²²

Alle die zeit- und gesellschaftskritischen Aspekte des Romans - fügen sie sich nun aber auch zusammen zu einem plastischen Bild der Epoche, sind sie suggestiv genug, uns in dem Lebensweg des Schelmen Peter Claus etwas von dem ahnen oder empfinden zu lassen, was das späte 18. Jahrhundert ausgemacht hat? Dazu muß man nun leider nein sagen, d. h. man muß es sogar unbedingt tun, damit hier nicht der Eindruck entsteht, es werde mit dem Roman eine literarische Kostbarkeit empfohlen. Schlicht gesagt ist das Buch langweilig; denn was ihm bei aller Vielfalt, bei allem zu immerhin 800 Seiten sich summierenden Beobachtungsfleiß fehlt, das ist eine mitfühlende, eine menschliche Perspektive. Dieser Peter Claus reagiert auf die Welt mit der seelischen Empfänglichkeit eines Notizbuches, und man muß schon eine Menge Phantasie aufwenden, um sich aus seinem Namen überhaupt so etwas wie eine Person zu bilden.

Man braucht nur einmal zu versuchen, ihn sich neben einem seiner literarischen Zeitgenossen vorzustellen, neben Werther oder neben Anton Reiser, um sich sofort bewußt zu werden, daß er eigentlich gar niemand ist. Es gibt die

Szene im WERTHER, wo dieser, von seinem Grafen zum Essen eingeladen, nach Tisch rechtzeitig zu gehen versäumt und nun nach und nach die adlige Gesellschaft eintrifft, die der Graf auf den Abend zu sich gebeten hat. Werther spürt und will doch nicht spüren, daß er hier als Bürgerlicher nicht dazugehört, kann irgendwie den Abgang nicht finden und wird schließlich von dem Grafen vertraulich gebeten, sich wegen der Empfindlichkeit der Gäste lieber zurückzuziehen. Da fühlt man, wie Standesschranken gewirkt haben, wie sie menschlich möglich waren und auch uns, würden wir in eine solche Welt hineingeboren, zum Ertragen aufgegeben sein könnten. Bei Knigge jedoch heißt es zu diesem Thema nur:

Man ließ mich, und vorzüglich meine Gattin, diejenige Art von Verachtung fühlen, mit welcher gewöhnlich Leute von vornehmer Geburt auf solche herabzublicken pflegen, die sie parvenus nennen, das heißt: Menschen, die ihrem eigenen verdienstvollen Bestreben zu verdanken haben, was dem Edelmann ohne Verdienst schon in der Wiege angebohren war. Indessen ließen wir uns durch dies alles nicht irremachen.²³

Das ist alles, eher eine Erklärung dessen, was ein Parvenü ist, denn ein Erlebnis, und es ist angesichts anderer menschlicher Verkümmernngen noch nicht einmal das wenigste. Oder man ziehe einen Vergleich zu Anton Reiser, der genau wie Peter Claus sein Leben ganz unten beginnt, auch trotz Ehrgeiz und Begabung eher unten bleibt und vor allem von den Demütigungen seiner Jugend niemals frei wird, der aber dennoch die Möglichkeit von Glück, den Eindruck von Menschlichkeit selbst noch in diesem Meer von Unglück intensiver mitzuteilen weiß als der andauernd glücklich davonkommende Romanheld Knigges. Wo einem bei diesem die Erfolge so gleichgültig sind wie die Mißerfolge, hört man bei jenem stets die menschliche Stimme, keineswegs immer lebenswürdig, aber doch nahe, so daß hier ganz leicht zu fassen ist, was einem sonst wieder und wieder entgleitet: daß da vor uns Menschen gewesen sind wie wir, uns nur um ein wenig hier auf diesem Boden voraus. Und man versteht zugleich, warum Goethe oder Moritz noch gelesen werden, Knigge aber vergessen ist.

Den Ansprüchen seiner Zeitgenossen hat Knigge allerdings vollauf genügt. Die GESCHICHTE PETER CLAUSENS verkaufte sich von Band zu Band besser. Schon vor Erscheinen des dritten war ein unautorisierter Nachdruck auf dem Markt²⁴, Übersetzungen ins Französische, Holländische, Englische schlossen sich an und auch noch eine weitere deutsche Auflage.²⁵ Die Romane Knigges dem Publikum besonders zu empfehlen, heißt es 1794 in der ALLGEMEINEN DEUTSCHEN BIBLIOTHEK, sei nicht erforderlich, da ihre "richtige Schilderung und getreue lebendige

Darstellung der handelnden Personen" und auch die "Reinigkeit und Anmuth der Schreibart" ihnen längst einen großen Leserkreis gesichert hätten, ja diesen Autor "unendlich weit (...) über den Troß der alltäglichen Romanschreiber" hinaushöben.²⁶ Insofern stellt nun gerade das für uns Kalte, Unanschauliche des Romans eine Herausforderung an unser Verständnis dar - denn wie ließe sich erklären, daß die Menschen damals so anders können gelesen, so anders müssen empfunden haben?

Wir sagen hier nichts Neues, wenn wir folgern, daß die Literatur und besonders der Roman damals stets auch der Information, der Unterrichtung, der Erweiterung des sozialen Horizontes gedient hat und also keineswegs nur in dem Sinne "Kunst" war, wie man das späterhin definiert hat, aber es erscheint doch notwendig, dies immer wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Besonders die jüngere Literaturtheorie neigt ja dazu, sich den Umgang mit Literatur vom Umgang mit allen anderen Texten völlig getrennt vorzustellen und für diese Annahme eine mehr oder minder geschichtslose Allgültigkeit zu beanspruchen. Da tut es gut, sich klarzumachen, daß es im 18. Jahrhundert noch wirklich vor allem darum ging, dem Publikum etwas mitzuteilen, d. h. ihm in unterhaltender Form Einsichten, Begriffe, Maßstäbe zu vermitteln, die einer gesellschaftlichen Fortentwicklung dienlich sein konnten. Es ist deshalb auch nicht richtig, hier von "Trivialisierung" zu sprechen oder von Trivilliteratur, wie es nicht selten geschieht.²⁷ Die Romane Knigges, aber auch Wezels, Nicolais, Müllers von Itzehoe und anderer sind mehr gewesen als bloß eine Versimpelung literarischer Muster zu Zwecken des Geschäfts. Andererseits waren es aber natürlich auch nicht die literarischen Kenner, an die sich diese Literatur gewandt hat. Ich stelle mir ihre Leser eher vor, wie sie noch kaum über ihre kaufmännischen oder handwerklichen oder verwaltungsdienstlichen Verhältnisse hinaussehen konnten und sich von einem weltkundigen Mann wie Knigge gern erzählen ließen, wie es in anderen gesellschaftlichen Kreisen zugeing. Sie mögen Befriedigung darüber empfunden haben, daß hier so offen und respektlos mit denen verfahren wurde, denen sie sich im täglichen Leben noch immer nachgeordnet wußten, und fühlten sich am Ende vielleicht wirklich dazu ermutigt, den Kopf ein bißchen höher zu tragen. Denn zweifellos sprach Knigge aus, was viele sahen, wenn es sich auch in den zersplitterten deutschen Verhältnissen noch überwiegend nur als vereinzelte Erfahrung darstellte. Dies ist sicherlich auch übrigens ein Grund, warum die Handlung des Romans so deutlich über ganz Deutschland hin sich erstreckt.

Das Menschliche, das uns heute bei Knigge so unentwickelt vorkommt, mögen diese Leser gar nicht vermißt haben; nicht unbedingt, weil sie daran kein Interesse hatten, als wohl eher, weil es ihnen noch ganz gegenwärtig gewesen ist und ein andeutendes Sprechen dafür genügte. Es gibt Berichte aus jener Zeit, wie selbst karge historische Erzählungen, abends unter der Petroleumlampe vorgelesen, die Phantasie der Zuhörer stark beschäftigten, wie jede menschliche Konstellation, die darin oberflächlich sich zeigte, in dieser reizarmen Umgebung farbig Gestalt annahm.²⁸ Den dabei aufgerührten Empfindungen selbst noch wieder nachzugehen, mit Werther zu sagen: "Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt" - das freilich wäre die Sache der Leser Knigges wohl nicht gewesen. Das führte vom Praktischen und Nützlichen weg, war süchtige Selbstbezogenheit, lähmendes Selbstmitleid und wie man sonst die "Gefahren der Empfindsamkeit" bestimmte.²⁹ So betrachtet vermag man aber auch zu ahnen, wie angespannt, wie leistungsgerichtet, wie schon immer ihrem morgigen Verhalten zugewendet Menschen gewesen sein müssen, die in ihrer knappen freien Zeit einen solchen Roman gelesen haben. Und das ist am Ende eine sprechendere Auskunft zum bürgerlichen Lebensgefühl am Ende des 18. Jahrhunderts als manche direkte Äußerung, die der Roman dazu enthält.

Was ist aus Knigges Idee des sozialen Aufstiegs historisch geworden? Wie entwickelten sich die Chancen von Menschen geringer Herkunft, aus eigener Kraft, durch eigenes Verdienst nach oben zu kommen? Die Karrieren, die Knigge für seinen Helden konstruiert - noch in der Vita eines vom Glück begünstigten Schelmen, um sie nicht allzu phantastisch erscheinen zu lassen -, sie sollten schon bald von der Wirklichkeit eingeholt oder sogar übertroffen werden. Am schnellsten ging es mit den Aufstiegen in der Industrie und in der Wirtschaft, wo im 19. Jahrhundert Männer aus kleinbürgerlichen Familien, oft frühzeitig auf sich selbst gestellt, in wenigen Jahrzehnten zu Großunternehmern wurden. Man denke zum Beispiel an den Metzgerssohn Johann Jacob Astor aus Walldorf, den Zimmermannssohn August Borsig, Männer wie Stinnes oder Siemens oder in Amerika die Armeleutekinder Ford und Edison und viele weitere, deren Namen man nicht mehr kennt. Auch große Verlagsunternehmen sind so begründet worden, von August Friedrich Campe etwa, welcher der Sohn eines Gastwirts war, oder von Joseph Meyer, der als Sohn eines Schuhmachers das "Bibliographische Institut" gründete. Aber auch Künstlerkarrieren gab es, die alles, was Knigge sich für seinen Peter Claus ausgedacht hat, in den Schatten stellten, die Paganinis etwa, der mit 16 Jahren von zu Hause weglief, als herumstreunender Virtuose ein

Schelmen- und Abenteuerleben führte, wie es bis dahin wohl in keinem Buch gestanden hatte, und den sein Spiel mit 40 Jahren zum Millionär machte. Oder man denke an Franz Lenbach, Sohn eines Maurers und selbst für diesen Beruf bestimmt, der den Geschmack der Reichsten seiner Zeit so traf, daß er in seinem Palais in München Könige, Kanzler, Großindustrielle nicht wie ein bezahlter Porträtist, sondern wie seinesgleichen empfi³⁰ng.

Nicht so schnell ging es mit den politischen Karrieren, die noch für längere Zeit eine Domäne des Adels waren, doch waren sie dafür am Ende wohl um so steiler. Daß Bürgerliche zu Finanzministern aufstiegen, ist wegen der in diesem Bereich erforderlichen Sachkompetenzen indessen schon im 19. Jahrhundert eher die Regel als die Ausnahme. Wirklich "unbegrenzt" wurden hier die Möglichkeiten aber erst mit Abschaffung der Monarchie. Friedrich Ebert, der erste Reichspräsident, war der Sohn eines Schneiders, Scheidemann, der Kanzler, Sohn eines Tapezierers, und Stresemann stieg als Sohn eines kleinen Berliner Weißbier-Budikers zum bedeutendsten Außenpolitiker der Weimarer Republik auf. Aber auch anderes ist möglich geworden, wenn wir an den österreichischen Zolleinnehmersohn denken, der sich vom vagabundierenden Künstler und böhmischen Gefreiten zum Führer und Beherrscher eines ganzen Volkes beförderte.

Dabei ist hier nicht zu erörtern, inwieweit solche Karrieren typisch sind, wie sich das Denkmuster vom Aufstieg des kleinen Mannes in der Sozialstatistik niederschlägt. Für die Literatur wichtig geworden ist allein schon, daß es sich überhaupt durchgesetzt hat und die literarisch-prophetische Demonstration einer solchen Möglichkeit allmählich überflüssig machte. Nichts kennzeichnet das besser als die Tatsache, daß Karrieren wie die des Peter Claus in der Literatur des 19. Jahrhunderts mehr und mehr häßliche Züge bekommen, nicht mehr die von Schelmen, sondern die von Schurken sind, nicht mehr zeigen, wie gewitzt, sondern wie schlecht diejenigen sind, die nach oben kommen. Das beginnt schon im frühen 19. Jahrhundert bei Balzac oder Stendhal, steht im Hintergrund auch des deutschen Bildungsromans, demzufolge man besser ein unscheinbarer und wesentlicher als ein auffälliger und unwesentlicher Mensch ist, und mündet schließlich ein in die offene Verhöhnung des Erfolgsmenschen schlechthin wie in Heinrich Manns UNTERTAN oder in Klaus Manns MEPHISTO mit dem programmatischen Untertitel ROMAN EINER KARRIERE. Aufstieg nicht mehr als Verheißung, als Entwurf eines gelingenden Lebens, sondern nur noch als Beschädigung, das ist das Fazit der Entwicklung, die das 19. Jahrhundert mit sich bringt, und sei es

auch in der Form, daß am Ende des Aufstiegs die Einsicht steht, es habe sich nicht gelohnt - mir immer am deutlichsten in Orson Welles' Film CITIZEN KANE, wo der über alles Maß reiche und mächtige Kane sterbend erkennt, daß er nur als Kind in seinem ärmlichen Elternhaus mit seinem Schlitten "Rosebud" ganz er selber gewesen ist.

Was wird unter diesen Umständen aus dem Schelmenroman? Oder besser: was wird aus den literarischen Figuren, die der Welt mit Phantasie und sympathischer Verschlagenheit eine Daseinsmöglichkeit abgewinnen, die ihnen normalerweise nicht zugebilligt wird? Es gibt sie noch, es gibt sie sogar öfter als früher, aber sie stehen wieder dort, wo sie ursprünglich einmal gestanden haben: am Rand der Gesellschaft, in der Rolle von Außenseitern. Sie tun das freilich mit einem bedeutenden Unterschied: sie stehen dort nicht gezwungenermaßen, sondern freiwillig, nicht, weil ihnen der Zugang der Gesellschaft ihrer Herkunft oder ihrer Fähigkeiten wegen versperrt wäre, sondern weil sie ihn gar nicht wollen.³¹ Als Schelme geben sie eher weniger, als sie haben, bewahren nur, was sie sind, oder versuchen zu werden, was sie sein möchten, und halten den anderen, den Gewöhnlichen, Angepaßten, gerade darin den Spiegel vor.

Thomas Manns Hochstapler Felix Krull ist ein solchermaßen berufener Außenseiter, einer, der alle Möglichkeiten eines regulären, sicheren Lebensweges ausschlägt zugunsten seiner eigenen inneren Bestimmung. Undenkbar, daß einer seiner spanischen Ahnen abgelehnt hätte, wenn ihm ein wohlhabender Adliger eine Kammerdienerstelle angeboten hätte mit der zusätzlichen Aussicht, eines Tages der Erbe des Hauses zu werden. Felix Krull tut es, weil, wie er sagt,

*ein Instinkt, seiner selbst sehr sicher, Partei nahm in mir gegen eine mir präsentierte und obendrein schlackenhafte Wirklichkeit - zugunsten des freien Traumes und Spieles.*³²

Die begriffliche Nähe zum Bereich der Kunst, die sich hier zeigt, ist natürlich Ausdruck der Überzeugung Thomas Manns, daß auch und gerade der Künstler ein solcher hochstaplerischer, schelmischer Außenseiter ist. Und wenn sich diese Idee für ihn selbst auch immer ihrerseits leicht hochstaplerisch ausnimmt - man braucht sich nur umzusehen bei uns, um für ein forciertes Außenseiter- und Schelmentum von Künstlern genügend Beispiele zu finden.

Eine Bewegung weg vom gesellschaftlich Normalen, die Verweigerung des Sich-Anpassens kennzeichnet aber nicht nur die Künstler-Schelme, sondern auch Figu-

ren wie den braven Soldaten Schwejk oder den Blechtrommler Oskar Matzerath. "Zugegeben: ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt", beginnt dieser seinen Lebensbericht, vom ersten Moment an deutlich machend, daß er gar nicht daran denkt, sein gesellschaftliches Abseits irgendwie zu bedauern. Vielmehr ist es sein fester Vorsatz gewesen, nicht in diese Welt hineinzuwachsen, wörtlich nicht, um nicht, wie er sagt, eines Tages als "einszweundsiebzig großer, sogenannter Erwachsener mit einer Kasse klappern zu müssen".³³ Die Radikalität seiner Verweigerung wird zwar oft als Ausdruck des Abscheus gegenüber dem Nationalsozialismus gedeutet, aber es liegt doch darin ein ebenso allgemeines Nicht-mitmachen-Wollen, wie wir es bei den anderen Schelmen in der Literatur unseres Jahrhunderts finden. Die Absage gilt einer in ihren Konventionen lächerlichen, bedrückend organisierten und immer wieder abstoßend banalen Gesellschaft, hinsichtlich derer Grass das Dritte Reich eher für ganz normal erklärt. Zugleich spiegelt sich darin aber auch eine Enttäuschung, die Enttäuschung, daß Rationalität und Fortschritt für den einzelnen die vielleicht unabwendbare Folge haben, daß er immer mehr nach seiner Funktion und immer weniger nach seinem Wesen gefragt wird.

Schelmenromane, so hat sich in der Literaturgeschichte gezeigt, sind Romane von Umbruchszeiten, in heiter-sarkastischer Form stellen sie Verhältnisse infrage, die von der weiteren Entwicklung dann noch immer tatsächlich umgestoßen worden sind; im 17. Jahrhundert die feudale Gesellschaftsordnung durch die zumindest ökonomische Freisetzung des Bürgertums, mit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der Ständestaat durch Liberalismus und Demokratie. Was signalisieren uns da die Schelmenromane unserer Zeit? Die Idee des Ausstieges statt des Aufstieges? Des sinnlich-heiteren alternativen Lebens statt entfremdeter Arbeit, Felix Krull und das Genußprinzip, Oskar Matzerath und die Grenzen des Wachstums? Daß es Rückzugs- und Verweigerungserscheinungen solcher Art gibt, ist nicht zu übersehen, aber es sollte uns doch einstweilen noch nicht passen, uns den Schelmenroman in dieser Weise zur Prophetie zu machen. Schon deshalb nicht, weil die Frage, wer die Lebensgrundlagen für dieses alternative Leben von gar Millionen sichern soll, allzu bedrängend ist. Verstehen wir diese Tendenzen lieber als Aufforderung, über die Sorge um den Wohlstand den Wert der Freude nicht zu vergessen, als Mahnung, daß die Idee der Zufriedenheit aller nicht dazu führen darf, alle auf die gleiche Zufriedenheit festzulegen, oder auch nur als Anstoß, nachzudenken.

Weit weg von der Literatur bewegt man sich mit solchen Überlegungen. Ist man als Literaturwissenschaftler überhaupt zu ihnen berechtigt? Als ich dieses Fach als Student kennenlernte, habe ich mich oft gewundert, was dem Gegenstand Literatur an spekulativen Einsichten alles abgewonnen werden konnte. Wir haben damals - Geistreichigkeiten dieser Art standen hoch im Kurs - unseren Eindruck davon gern in dem Satz zusammengefaßt: "Literatur ist der Versuch, das Leben bedeutungsvoller zu machen, als es eigentlich ist, und Interpretation ist der Versuch, die Literatur bedeutungsvoller zu machen, als sie eigentlich ist" - und natürlich sprach das nicht sehr für die Literatur und noch weniger für die Interpretation, sondern in erster Linie für das Leben, dem wir uns dann wohl jedesmal besonders beruhigt zuwandten. Wenn man Literaturwissenschaftler geworden ist, hat man irgendwann seinen Frieden mit dieser Einsicht gemacht. Ich habe mir gesagt, daß im Erkennen wohl auch Umwege in Kauf genommen werden müssen und man sich für die Überbeanspruchung seines Gegenstandes vielleicht dann nicht zu genieren braucht, wenn am Ende nur wirklich eine Erkenntnis, eine Erkenntnis für unser Leben selbst herauskommt. Und wenn auch dies oft zweifelhaft ist und vielleicht auch für diese Bemühung hier zweifelhaft bleiben mag: Nur ein Schelm gibt mehr, als er hat.

Anmerkungen

(Der Aufsatz stellt die überarbeitete Fassung einer öffentlichen Einführungsvorlesung dar, die am 19.6.1980 an der Universität Bielefeld gehalten worden ist. Daraus erklären sich auch die bequeme Ausdrucksweise und der nicht immer schriftsprachliche Satzbau. Beides streng zu unterdrücken, hätte allerdings bedeutet, in einen ganz anderen Tonfall hineinzugeraten, und das schien mir angesichts des Themas und der Art seiner Behandlung nicht vorteilhaft. Aber auch für das Jubiläum und den Jubilar, dem die Veröffentlichung hier gilt, wollte ich an dieser Form festhalten.)

1. Leben und Wandel Lazaril von Tormes. Und Beschreibung, was derselbe für Unglück und Widerwärtigkeit ausgestanden hat (1554 / verdeutscht 1614). Hrsg. von Manfred Sestendrup. Stuttgart 1979 (Reclam UB 1389). S. 88.
2. Mateo Alemán: Das Leben des Guzmán von Alfarache (1599/1605). In: Spanische Schelmenromane. Hrsg. von Horst Baader. München 1964. Bd. 1. S. 357 und 568.
3. Francisco de Quevedo: Das Leben des Buscón (1626). In: Spanische Schelmenromane. Bd. 2.
4. Alemán, Guzmán von Alfarache. S. 236.

5. Bernt Engelman: Die vergoldeten Bräute. Wie Herrscherhäuser und Finanzimperien entstanden. München 1971. S. 132 f.
6. Grimmelshausens Simplicissimus Teutsch (1669). Hrsg. von Jan M. Scholte. 3. Aufl. Tübingen 1954. 1. Buch. XVII. Kapitel.
7. Alain-René Lesage: Geschichte des Gil Blas von Santillana (1705 - 1735). München 1973.
8. Vgl. Andreas Stoll: Wege zu einer Soziologie des pikaresken Romans. In: Spanische Literatur im Goldenen Zeitalter. Fritz Schalk zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Horst Baader und Erich Loos. Frankfurt/M 1973. S. 461 - 518. Stoll legt ausführlich die sozialgeschichtlichen Zusammenhänge dar, aus denen heraus sich die Andersartigkeit des "Gil Blas" erklärt. Daß deshalb hier wie anderswo immer auch gefragt wird, ob von einem "Typus" des Schelmenromans über das spanische "Goldene Zeitalter" hinaus überhaupt die Rede sein kann, ist naheliegend, soll uns aber hier nicht beschäftigen.
9. Bei dieser oft auftauchenden Bezeichnung beruft man sich immer wieder auf Arnold Hirsch: Bürgertum und Barock im deutschen Roman. Köln 1957. 2. Aufl. Hirsch zeigt diese Verwandlung aber nicht am "Gil Blas", sondern an anderen Beispielen auf.
10. Adolph Freiherr Knigge: Geschichte Peter Clausens. 3 Teile. Frankfurt/M 1783 - 1785. Reprint: Sämtliche Werke. Hrsg. von Paul Raabe. Bd. 3. Neudeln 1978. Knigge weist in Bd. 1, S. 127, selbst auf den "Gil Blas" hin. Die französische Übersetzung von 1794 erschien unter dem Titel "Le Gilblas Allemande".
11. Das Jahr ist nicht genannt, kann aber aus späteren Jahreszahlen erschlossen werden. Die vom zweiten Band an fortlaufende Datierung der Handlung war in der ersten Auflage allerdings noch nicht ganz stimmig und wurde in der zweiten korrigiert. Typisch für Knigge ist die deutliche Lokalisierung.
12. Zum Lebenslauf Struensees (1737 - 1772) vgl. Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 36. S. 647 - 661. Noch Hebel zählt 1811 in seiner Kalendergeschichte "Unverhofftes Wiedersehen" die Hinrichtung Struensees als eines der Ereignisse auf, die für den Verlauf des zurückliegenden halben Jahrhunderts besonders markant sind. Unter den "Merkwürdigkeiten" Kopenhagens, die Knigge in seinem Roman erwähnt, könnten vor allem zwei auf Struensee verweisen: das "Wartow"-Hospital, insofern sich Struensee auch um den Ausbau des Kranken- und Armenhauswesens verdient gemacht hat, und die "Schandsäule auf dem Uhlefeldsplatz", da er die Folter abschaffen ließ (Geschichte Peter Clausens Bd. 2, S. 91).
13. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 122 und Bd. 3. S. 242. Vgl. auch Bd. 3. S. 113 ff.
14. Vgl. Iring Fetscher: Nachwort zu "Adolph Freyherr Knigge: Des seligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlassene Papiere". Frankfurt/M 1965. S. 91 ff.
15. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 36.
16. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 31 und 40.
17. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 69 f.
18. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 210.

19. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 213.
20. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 3. S. 48 f.
Kritik an der "Unnatur" der Gewächshäuser übt auch schon Rousseau im 4. Buch seines "Emile" (1762).
21. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 2. S. 137 und Bd. 3. S. 56.
22. Adolf Freiherr von Knigge: Aus einer alten Kiste. Hrsg. von Karl Goedeke. Leipzig 1853 (Reprint 1979). S. 86 und 216. Vgl. auch seine "Vermischten Schriften I". Sämtliche Werke. Bd. 16. S. 61 f.
23. Knigge, Geschichte Peter Clausens. Bd. 3. S. 42.
24. Knigge weist in der Vorrede zu Bd. 3 der "Geschichte Peter Clausens" auf diesen Raubdruck hin und nimmt bei dieser Gelegenheit auch scharf gegen diese Art von "Diebstahl" Stellung.
25. Vgl. Karl Goedeke: Adolph Freiherr Knigge. Hannover 1844. S. 118. Ebenso Knigge, Geschichte Peter Clausens. Vorrede zur 2. Aufl. (1794). Reprint: Frankfurt/M 1971.
26. Allgemeine deutsche Bibliothek 116/1 (1794). S. 110 f.
27. Jörg Schönert: Zur Trivialisierung des Erzählens in der Spätaufklärung. In: Johann Gottwerth Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung. Hrsg. von Alexander Ritter. Heide 1978. S. 99 - 118.
28. Helmuth Kiesel / Paul Münch: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. München 1977. S. 164.
29. Johann Carl Wezel: Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit (1782). Frankfurt/M 1970. Vgl. auch Hans P. Thurn: Der Roman der unaufgeklärten Gesellschaft. Stuttgart 1973.
30. Angaben teils nach der Allgemeinen Deutschen Biographie, teils nach der Neuen Deutschen Biographie, teils nach Konversationslexika.
31. Vgl. Michael Nerlich: Kunst, Politik und Schelmerei. Frankfurt/M 1969. Ebenso Hans Meyer: Felix Krull und Oskar Matzerath. In: Ders. Das Geschehen und das Schweigen. Frankfurt/M 1969.
32. Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Frankfurt/M 1954. S. 256.
33. Günter Grass: Die Blechtrommel. Neuwied/Berlin 1959. S. 3 und 64.